

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 10/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 13698. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die 6 gespaltene Pettizeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Blauvorschift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 3.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauscher Str. 10/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

Die Nationalliberale Korrespondenz verweigerte die von ihr selbst angebotene Einsicht in das „Material“ über die angebliche Miswirtschaft in den „sozialdemokratischen“ Krankenkassen.

Bei der Reichstagswahl in Posen IV wurde der Pole Morawski gewählt.

Heftige Stürme wüthten im Kermelkanal, in Frankreich und Portugal. Im Kermelkanal strandete der deutsche Flanfmaster Preußen, dessen Schicksal noch ungewiss ist.

Die deutsch-türkische Anleihe wird heute abgeschlossen werden.

Die Wahlen in den Vereinigten Staaten.

Leipzig, 7. November.

Aus Newyork wird uns vom 28. Oktober geschrieben:

Noch selten war die Situation derart chaotisch, wie in dem gegenwärtigen, seinem Ende sich nahenden Wahlkampf. Die Parteilinien zwischen Demokraten und Republikanern, die ja nie sonderlich scharf gezogen waren, sind vollständig verwischt. Hier treten die Demokraten als die Konservativen auf gegen die für das Kapital unheilvollen Neuerungen, welche die Republikaner angeht planen, und gegen den „neuen Nationalismus“ Theodore Roosevelts, dort wieder kämpfen die Republikaner gegen die demokratische Partei, die am Aushergelassenen rütteln will. Und beide überboten sich förmlich in der „Respektabilität“. Feste Grundsätze versteht keine dieser beiden sogenannten großen Parteien. Ihr einziger Grundsatz ist die Grundsatzlosigkeit, und ihr Ziel die öffentliche Krippe.

Die Parole der diesjährigen Wahlen herauszuschälen ist äußerst schwierig. Finden doch am 8. November nicht nur die Wahlen zum nationalen Repräsentantenhaus statt, sondern auch die Wahlen zu einer Reihe von Staatslegislaturen, die Erklärung der Gouverneure (Staatsoberhäupter) vieler Staaten, und bei solchen Wahlen sprechen Momente mit, die bei den Wahlen zum Repräsentantenhaus nicht in Betracht kommen.

Die Demokraten suchen hauptsächlich aus der derzeitigen Teuerung Kapital zu schlagen und ihr Schlachtruf im Osten und Westen lautet: Revision des Zolltarifs und Aufhebung der Raubzölle, durch die die Teuerung entstanden ist. Ehrlich ist diese Parole nicht. Waren es doch Demokraten, die bei der Beratung des Payne'schen Zolltarifs bei einer ganzen Reihe von Positionen auf

Erhöhung selbst der von den Republikanern vorgeschlagenen Zollsätze drangen und zum Teil auch durchsetzten. Auch die „Insurgenten“, jene Elemente der republikanischen Partei, die meist aus unbefriedigtem Vemterhung oder aus andern rein materiellen Motiven sich gegen die Parteiführer auflehnten, gehen mit der gleichen Parole kreben.

Neben dem Zolltarif spielt die Person Roosevelt und sein „neuer Nationalismus“ eine große Rolle. Daß ein Mensch wie Roosevelt, der sich als politischer Schwindler und durch und durch unehrlicher Charakter entpuppt hat, überhaupt noch auf der politischen Schaubühne möglich ist, und daß sich um ihn, wie beispielsweise im Staate Newyork, der Wahlkampf ausschließlich dreht, ist bezeichnend für den intellektuellen Tiefstand der amerikanischen Wähler, ihre Oberflächlichkeit und ihre mangelhafte politische Schulung. Was Roosevelt eigentlich will, vermochte noch niemand mit Bestimmtheit zu ergründen. Er selbst weiß es wohl ebenfalls nicht. Im Westen ist er ein anderer als im Osten, in Newyork ein anderer als in Connecticut. Seine Reden sind voller Widersprüche. Gestern plädierte er für eine Erweiterung der Bundesvollmachten, heute sagt er das Gegenteil. Gestern schimpfte er über das Großkapital, um heute zu erklären, daß das Kapital nichts von ihm zu befürchten habe. Am widerwärtigsten aber erscheint Roosevelt, wenn er Moral im allgemeinen und Ehrlichkeit in der Politik im besonderen predigt, und gegen die demokratische Partei mit dem Brustton der Ueberzeugung den Vorwurf erhebt, daß sie von Wall Street ausgehalten wird. Ist doch nur allzu gut bekannt, daß gerade sein Kandidatur mit hunderttausenden von Dollar gefördert wurde, die Wall Street beigesteuert hat. Und was soll man von einem Manne halten, der den Zeitungsherausgeber Hearst als den Mörder des Präsidenten McKinley bezeichnet hat, jetzt aber mit Hearst ein Bündnis zu schließen sucht. Wahrlich, Roosevelt hat durchaus keine Ursache, sich als den Erbpächter der Ehrlichkeit, der Charakterfestigkeit und der politischen Grabsheit hinzustellen. Womit indessen keineswegs gesagt sein soll, daß seine Vorwürfe unberechtigt seien, die demokratische Partei des Staates Newyork sei durch und durch korrupt, ihr Gouverneurskandidat Dix sei ein Arbeiter-schänder (er läßt in seiner Tapetenfabrik die Leute dreizehn Stunden per Tag arbeiten und zahlt die erbärmlichsten Löhne) und der gleiche Dix, der heute gegen die hohen Zölle wettert, habe im vorigen Jahr bei der Tarifberatung vor der zuständigen Kommission eine weitere Erhöhung der Zollsätze auf Tapeten verlangt. Auch die Richtigkeit der weiteren Behauptung Roosevelts kann nicht abgefragt werden, daß Tammany Hall gerade dieses Jahr die anrüchlichsten Elemente, die bisher ihre gesetzgeberische Tätigkeit zu Erpressungen aller Art ausnützten, wieder als Kandidaten aufstellte. Aber die

Republikaner sind um keinen Deut besser. Alle beide stinken. „Jeder Partei im Staate und im Bunde und fast jedem Kandidaten habe ich im Auftrag der Metropolitan Straßenbahngesellschaft Geldzuwendungen gemacht“, erklärte Breeand, ein Beamter der genannten Gesellschaft, bei einer kürzlichen Untersuchung vor einem Legislaturausschuß in Newyork. Und aus dem Korruptionsfonds in Höhe von 2 Millionen Mark zur Verhütung der Annahme eines Kennwettengesetzes in Newyork erhielten, wie erst dieser Tage bekannt wurde, republikanische und demokratische Gesetzgeber reiche Gaben.

Angesichts dieser Kahlbalderei um die in jeder Wahl wiederkehrende Frage, auf welcher Seite die größeren und erfolgreicheren Gauner sind, und angesichts der notorischen Arbeiterfeindschaft der Republikaner und Demokraten — die Demokraten nominierten in New-Jersey, Connecticut und Ohio ausgesprochene Gegner der Gewerkschaften — sollte eigentlich über die Stellungnahme der amerikanischen Gewerkschaften Zweifel nicht existieren können. Leider ist dies durchaus nicht der Fall. Gompers, der Präsident der American Federation of Labor, handelt wieder nach dem alten Grundsatz, daß die Arbeiter ihre „Freunde“ ohne Rücksicht auf deren Parteizugehörigkeit belohnen müssen. Und diesem Grundsatz gemäß hält er Wahlreden, sofern es sich um Demokraten oder Republikaner handelt. Daß er sich in einem nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Briefe beiläufig zugunsten des Genossen Meyer London ausgesprochen, der im 9. Kongreßdistrikt in Newyork kandidiert, sei der Vollständigkeit halber beigefügt. Noch lebhaft in Erinnerung steht der kürzliche Beschluß der Eisenbahnerverbände, nur jene Kandidaten zu unterstützen, die sich verpflichten, im Falle ihrer Wahl keinem gegen die Bahngesellschaften gerichteten Gesetz die Zustimmung zu erteilen. Noch erbärmlicher haben sich jene Gewerkschaftsführer benommen, die, wie in Newyork und anderwärts, „Arbeiterparteien“ gründeten und jene Kandidaten unterstützten, die am meisten zählten.

Ueber den Ausgang der Wahl geben sich die Demokraten zuversichtlichen Siegeshoffnungen hin. Sie rechnen nicht nur auf eine Mehrheit im Repräsentantenhaus, sondern auch auf die Eroberung mehrerer Gouverneursstellen und auf Mehrheiten in verschiedenen Staatslegislaturen, die ihrerseits wieder die Vertreter zum Bundeslenat zu wählen haben. Aber trotz der Teuerung, die ihnen zweifellos sehr zustatten kommt, wie die Resultate etlicher Nachwahlen und der radikale Umschwung bei der allgemeinen Wahl im Staate Maine beweisen, werden die Demokraten ihre Bäume nicht bis zum Himmel wachsen sehen. Seit Jahren herrscht die republikanische Partei; sie hat überall ein Heer von Vemterinhabern, deren Einfluß ganz gewaltig ist. Für die Republikaner steht viel auf dem Spiele; sie werden des-

Seuillon.

Der Uebergang.

Roman von H. S. David.

27] Nachdruck verboten.
Es war ihr ganz recht, daß er so zögerte. Vielleicht kam inzwischen die Magd zurück, obwar sie, nach ihren Jahren, sehr langsam war und wie immer an Samstagabenden eine Menge von Besorgungen hatte. Und dennoch ging ihr dies Zusammensein zu sehr wider den Strich, als daß sie's für die Dauer ertragen konnte. „Also: was willst eigentlich? Nix gutes gewiß net!“
„Ja, warum denkst denn die Ahndel eigentlich so von mir? Was hab' ich denn der Ahndel tan?“ demütelte er.
„Laß mich aus! Wann hast denn schon was Gutes wollen? Und warum wärst denn sonst mit einer Lugen zu mir kommen?“
„Man hilft sich halt, wie man kann,“ orakelte der Adam.
„Also, wird's amal? Was willst?“
„Am ein Geld möcht' ich die Frau Ahndel schon gebeten haben. Nur um ein bißerl ein Geld... Ich tät' soviel nötig gebrauchen...“ Das hatte wieder der andre aus ihm gesprochen.
„Kein' Kreuzer kriegst.“
„Das selbe hätt' ich von der Frau Ahndel schon oftmals bekommen. Ausnahmweis' schenkt sie mir vielleicht was andres, wenn ich s' recht schön bitten tu'. Ich tät' gar so sehr brauchen.“
„Net einmal ein' Kreuzer, wie ei'm Bettelmann.“
„Das sollst dich die Ahndel überlegen. Meiner Seel' und Gott: ich weiß mir net anders zu helfen. Und man

kann nie net wissen, was ein Mensch in der Desperation tut.“ Schon klang eine böse und tückische Drohung durch die Bitte.
Das reizte sie. Derlei hatte sie nie vertragen. „Schau, daß du weiterkommst. Für dich hab' ich net ein luderten Kreuzer. Ich hab' mein Geld net dazu, damit man's verkauft und vermenschart.“
„Ahndel!“ Aber er bezwang sich noch. „Aber der Koffi hat die Frau Ahndel geholfen. Der Linnerl tät' sie helfen, wenn's die brauchen möcht'. Warum mir net? Zuft mir net? Bin ich was andres zu der Ahndel, wie die?“
„Weil dir in Ewigkeit net zum helfen ist.“
„Und warum denn net, Ahndel?“
„Weil'st ein Fallot bist.“
Ein besinnungsloses Köcheln der Wut. Eine Waffe, zum Stich gefest, in der Luft aufblühend. Ein jäher Schritt zum Diwan, auf dem die alte Frau saß, rückwärts getan, mit steifen Knien, als risse etwas den Adam vorwärts... „Adam... A...“ Und Totenstille.
Der Adam fuhr zusammen. Ihm gegenüber saß etwas und regte sich nicht. Der Kopf war zurückgesunken in die Kissen; die Augen offen und verglast; der Unterkiefer weit geöffnet. Die Hände waren gekrümmt und standen so gräßlich von der Brust ab.
Er sah an sich nieder. Scheu; verhöhlen. Es schüttelte ihn dabei. Kein Tropfen Blut war an ihm. Sein Seitengewehr war blank, und er atmete tief und dennoch hörbar stöhnend.
Alsdann riß er eine Geldlade auf, in der er ihre Wert-sachen vermutete. Etwas Geld, für seine Begriffe ein hoher Betrag, lag da. Er nahm eine Summe zu sich, die ihm für eine Zeit genügte, und ließ den größeren Rest zurück. Von den Schmucksachen, die herumlagen, nahm er nur zwei versteckte und wie vergessene Ringe. Er richtete alles nach Möglichkeit wieder her, wie es gewesen

war, sorgfältig, damit keinerlei Unordnung die fremde Hand offenbare, die eben erst hier gewütht.
Das war besorgt und er in Sicherheit. Gesehen hatte ihn niemand. Er legte ihre Zeitung entfaltet vor sie hin, als sei ihr im Lesen etwas zugestoßen. Keine Gewalttat hatte sich begeben. Daß eine Frau in diesen Jahren einmal plötzlich auslöschte, das war nur natürlich und gab keinen Anlaß zum Verdacht.
Einmal noch faßte er nach seiner Waffe. Atemlos, sprungbereit, zum letzten entschlossen, die ganze Seele im Ohr, stand er hinter der Tür. Denn ihr näherte sich ein schlurfender Schritt. Ein Hüfteln erklang davon. Ein Zittern überließ den Adam und ließ seine ganze Gestalt schwingen. Er sah rot.
Das ging vorüber. Langsam, so unendlich langsam. Er harrete, eine Höllenerwartung für das Herz. Bis wieder die Totenstille ihn umgab, wie er sie noch nie gehört zu haben vermeinte. Alsdann, völlig ungeschen und unbeachtet, huschte er die Treppe herunter.
Alle Fenster des Hauses waren schon hell und blickten leuchtend in den tiefen Hof. Auch die der Koffi. Er brückte sich an ihnen vorüber, ohne das geringste Ber-langen, einen Blick da hineinzutun.
In seiner Westentasche knisterte das Geld, wie er dessen soviel noch nie beisammen gehabt. Er langte danach, betastete und drückte es zärtlich und fühlte sich seltsam getrüftet. Es war gut gegangen, und nix war geschehn.
Er tat einen grellen Pfiff, mit dem er die Marie zu rufen pflegte. Sie kam schon im Staat und hing sich in ihn ein.
Einige Schritte, und er blieb stehen und sah sich arg-wöhnlich um: „Geht da net wer hinter uns, han?“
„Wenn schon! Kannst das niemanden auf der Gassen verbieten, Tschapperl!“
„Ich mag's aber heut' net. Lassen wir ihn voraus.“
„Wieder einige Schritte.“ „Wer steht denn dort?“
„Wer soll denn dort stehen? Hast ein Sicherheiterer.“